

## Planungskultur als Verhandlungsprozess

Die Qualität der Stadt – Diskussion im bauhaus re use am 15. November 2016

Am Anfang steht die Planung und Planung ist ein Prozess. Im besten Falle ein Prozess der fairen Aushandlung hin zu dem bestmöglichen Ergebnis zwischen den Planungsbeteiligten beziehungsweise -betroffenen. Die Aushandlung basiert auf Interessen, Verfahren und Regelungen sowie Entscheidungen und endet im Konflikt oder in Übereinkunft – oder meist irgendwo dazwischen. In der Stadt-Planungsdebatte geht es schlichtweg um die Verhandlung der Gesellschaft – und es gibt Streit. Gestritten wird über die Sache selbst, aber auch darüber, wie der Prozess ablaufen soll. Gestritten wird folglich über eine Kultur der Planung und wie damit das Wohl der Allgemeinheit und gleichsam unterschiedliche Interessen geschützt sowie Ziele qualitativ und effektiv umgesetzt werden können.

Dies zu diskutieren waren ins bauhaus re use gekommen: Martina Löw, Professorin für Planungs- und Architektursoziologie an der Technischen Universität Berlin, sowie Florian Hertweck, Lehrstuhlinhaber für Architektur an der Universität Luxemburg und Autor des Buches „Der Berliner Architekturstreit“.

Planungskultur basiert auf gültigen Grundlagen sowie deren Handhabung. Zunächst das Rollenverständnis der Planenden: Welches Verständnis von Planung sowie von Architektur, Stadt und Bauen wird zu Grunde gelegt? Wie werden Interaktion und Kommunikation gepflegt? In welchem Maßstab wird gedacht, vor Ort und im sozialen Kontext oder aus der Distanz, im sicheren Refugium des Büros?

Noch wesentlicher sind gesetzliche Grundlagen und politische Vorgaben sowie das Verständnis von Stadt in Politik und Verwaltung. Ebenso grundlegend sind die Liegenschafts- und Bodenpolitik. Darauf baut und bezieht sich die Handhabung von Verfahren und Prozessen, sprich die Praxis von Vergabe- und Wettbewerbsverfahren, die Handhabung von Partizipation. Diese Aspekte und nicht zuletzt die wirtschaftliche Ethik sind es, die darüber entscheiden, in welcher Art und Weise eine gute Planungskultur gefördert oder verhindert wird. Planungskultur in dieser ganzheitlichen Betrachtung steht für die Bedingungen, die eine gute Qualität der Planung und damit der Ergebnisse ermöglicht. Bleibt die Frage, was wir als gut ansehen beziehungsweise welche Form von Stadt wir anstreben und welche Zielsetzung von Planungskultur wir dafür einfordern?

So fasst Martina Löw mit absichtlicher Knappheit zusammen: Planungskultur ist nicht an und für sich toll, sondern im Hinblick auf Ziele zu definieren. Zielstellung soll sein, innerhalb von dichten baulichen Strukturen bezahlbaren Wohnraum zu schaffen und dabei den öffentlichen Raum nicht zu vernichten, sondern auf ein höheres Niveau zu entwickeln. In Europa seien schließlich die stark verdichteten Quartiere die beliebtesten, daran soll sich Planungskultur orientieren. Demgegenüber formuliert Löw die Sorge, dass unter der Überschrift bezahlbarer Wohnraum vorwiegend Lösungen am Stadtrand gebaut werden, um schnelle und einfache Ergebnisse zu präsentieren, anstatt bewusst

bestehende Strukturen weiterzuentwickeln. In ähnlichem Sinne bezieht sich Florian Hertweck frei nach Richard Sennett auf die offene Stadt, eine Stadt der Zugänglichkeit und Durchmischung zwischen Arm und Reich, Jung und Alt, Arbeit und Wohnen, Alt- und Neu-Berlinern bis auf die Gebäudeebene. Das Ziel von Planungskultur muss sein, dies auszuhandeln.

Dazu dienen der Diskussion zwei zunächst vollkommen gegensätzliche Szenarien als Beispiele. Zum einen der sogenannte Berliner Architekturstreit, ausgelöst anhand der Planungen für den Potsdamer Platz, zum anderen die Modell-Stadt Songdo bei Incheon in Südkorea.

Die Entwicklung des Potsdamer Platzes war richtungsweisend für Berlin und seine Planungskultur, so Hertweck, vor allem die Bodenpolitik mit dem Verkauf von öffentlichem Eigentum nach der Wiedervereinigung, aber auch welches Strukturbild von Stadt unter dem damaligen Senatsbaudirektor Hans Stimmann verfolgt wurde. Hertweck verweist auf die Berlin-typische polyzentrische Struktur, der gegenüber unter Stimmann ein Hang zum pyramidalen Stadtmodell stand, sowie auch auf eine andere Besonderheit Berlins: das Nebeneinander von Wildheit und Stadt, ein Dialog zwischen formalen und improvisierten Strukturen, der jedoch mit der Berliner Planungskultur der 1990er Jahren auszusterben begann.

Im Vergleich zum südkoreanischen Songdo scheint die Berliner Stadtentwicklung allerdings eine erfreulich belebte Planungskultur zu haben. Songdo, die erste als solche geplante und tatsächlich realisierte Smart-City, so Löw, ist eine Komplett-Investition aus der Feder eines Entwicklers namens Gale International und seinen Hausarchitekten Kohn-Pedersen-Fox, dazu gedacht, als eine Art Franchise global repliziert zu werden. Die Vorteile scheinen so überzeugend, dass sich mehr Menschen um Wohnungen bewerben, als vorhanden sind. Die Bürger sind gläsern, Big Data sorgt für die Optimierung des Zusammenlebens. Die Bürger kaufen sich ein – eine Aushandlung über das Wie und Warum findet nicht statt.

Und hier berühren sich diese beiden gegensätzlichen Szenarien und bieten eine Annäherung an die Essenz von Planungskultur. Es zeigt sich deutlich, dass zunächst die Ziele auszuhandeln sind, vor der Diskussion über Verfahrensschritte und bevor methodisch die noch so ausgereiften Schrittfolgen guter Planungskultur dekliniert und durchgeführt werden können. Die Grundlagen des Verhandlungsprozesses, die Ressource des Bodens und die teilnehmende Gesellschaft sind das Essentielle. Wenn eine Ressource bereits vorab verkauft wurde oder der gesamte Verhandlungsprozess gleich mit, wie im Falle von Songdo, wird Planungskultur bestenfalls zur Protestkultur. ■

---

Robert K. Huber, zukunftsgerauesche

Die Diskussionsreihe „Die Qualität der Stadt“ ist eine Kooperation von Architektenkammer Berlin, Bauhaus-Archiv / Museum für Gestaltung und zukunftsgerauesche.